

Ein zweites Leben – wäre das zu viel verlangt, Herr Henkel?

Ein Appell an den christlich-demokratischen Innensenator des Landes Berlin, afrikanische Flüchtlinge zu dulden

Sehr geehrter Herr Henkel!

Man könnte die Geschichte ganz einfach erzählen. Es waren verschiedene Männer, die kamen von da, wo der Pfeffer wächst. Sie kamen nicht, weil es ihnen hier besser gefällt. Sondern weil sie sonst umgebracht worden wären. Nach dem Sturz von Gaddafi, buchstäblich am selben Tag, als die Rebellen des in Europa bejubelten „Arabischen Frühlings“ Tripolis einnahmen, wurden von ebendiesen Rebellen die schwarzen Gastarbeiter und ihre Familien aus ihren Wohnungen, von den Baustellen, aus ihren Firmen, von den Straßen geholt, manche wurden erschossen, manche erschlagen, manche auf Lkws verladen und auf Boote getrieben. Von denen, die auf der Überfahrt erstickten oder ertranken, will ich hier gar nicht sprechen. Die, die in Lampedusa landeten, wussten noch nicht, was das Wort „Asyl“ in Europa bedeutet. Sie waren ja nicht freiwillig in Europa.

Italien, wie wir alle wissen, ist in der Krise. Wir können froh sein darüber, dass wir keine Küste haben, die nach Afrika zeigt, und wir sind darüber froh. Wir können auch froh sein, dass uns die Finanzkrise nicht so in die Tiefe gerissen hat wie Italien, und wir sind auch darüber froh. Italien schickte die Flüchtlinge weiter, in die anderen europäischen Länder.

Sie gingen nach Dänemark, Belgien, Holland, Schweden auf der Suche nach Arbeit. Sie gingen auch nach Berlin auf der Suche nach Arbeit. Sie taten sich am Oranienplatz zusammen und nannten sich Gruppe. Sie hätten jede Arbeit genommen. Aber zu arbeiten ist ihnen verboten.

Die Gruppe steckte dem Berliner Senat als Brocken im Hals. Wir ersticken daran, wenn das nicht aufhört, hieß es. Einen Winter lang fror die Gruppe, Zelte, in denen sie hauste, brachen unter dem Schnee zusammen. Warf irgendwer Geld in den Pappkarton, auf dem „Spenden“ stand, gab es ein Essen. Warf keiner Geld in den Pappkarton, gab es keins. Ratten bauten sich Tunnelsysteme unter den Zelten, denn auch Ratten wollen ja überleben. Manchmal gab es ein Meeting mit dem Senat. Manchmal eine Demonstration. Die Gruppe steckte dem Senat als Brocken im Hals. Wir ersticken daran, wenn das so weitergeht, hieß es.

Im zweiten Winter gab es weniger Schnee. Warf irgendwer Geld in den Pappkarton, auf dem „Spenden“ stand, gab es ein Essen. Warf keiner Geld in den Pappkarton, gab es keins. Und die Ratten wohnten in den Tunnelsystemen unter den Zelten. Manchmal gab es ein Meeting mit dem Senat. Manchmal eine Demonstration. Wir ersticken daran, wenn das Schule macht, sagte der Senat. Als Schnee, Hunger und Ratten lange genug an der Gruppe genagt hatten, als keines der Meetings und keine der Demonstrationen je zu einem Ergebnis geführt hatte, als die jungen Männer zwei Jahre ihres Lebens erwartet hatten, war die Gruppe reif dafür, sich auf einen Handel einzulassen. Das Wort „Einzelfallprüfung“ wurde erfunden und hörte sich an wie etwas Gutes.

Die Männer bauten das Zeltlager ab. Nun war es möglich, sie unterzubringen in Zimmern, geschützt vor Schnee, Hunger und Ratten. Für eine Zeit.

Die „Einzelfallprüfungen“ begannen, und es stellte sich leider heraus: Der oder der darf hier in Berlin nicht bleiben. Soll weg, soll über den Umweg Krähwinkel zurück nach Italien oder gleich nach Italien und dort auf der Straße verhungern. Ist es in Krähwinkel etwa nicht schön? Allein? Ohne Arbeit? Mit schwarzer Hautfarbe? Ohne die Erlaubnis, den Bezirk von Krähwinkel zu verlassen? In der kurzen Zeit, bis der Bescheid über die endgültige Ausweisung kommt?

Eine Gruppe, wenn man das so sieht, besteht aus lauter „Einzelfällen“. Für eine Gruppe hätte, wenn nur irgendwer gewollt hätte – der Innenminister zum Beispiel –, der Paragraph 23 gegriffen: Aufenthaltsrecht aus humanitären Gründen. Aber nun war die Gruppe ja keine Gruppe mehr. War das der Handel gewesen? Einige von den Männern stellten sich in ihrer Verzweiflung auf ein Dach und drohten damit hinunterzuspringen. Nun wurde der Handel durch einen Justizfachmann in Konstanz geprüft. Nun stellte sich heraus, der Handel insgesamt sei gar nicht gültig. Denn die Unterschrift auf dem Papier sei die falsche. Unterschreiben müssen hätten Sie, Herr Henkel,

der Innensenator, nicht die Integrationsbeauftragte Kolat. Aber Sie haben nicht unterschrieben. Warum eigentlich nicht? Und was heißt das? Das heißt, die Flüchtlinge, die *wirklich* aus ihrem Leben vertrieben wurden, deren Familien in *Wirklichkeit* ermordet wurden, deren Kinder in *Wirklichkeit* bei der Überfahrt nach Europa ertrunken sind, die seit drei Jahren wirklich zu Hunger, Obdachlosigkeit und Untätigkeit verdammt sind – die müssen jetzt endlich verstehen, dass in Deutschland die Lösungen für die wirklichen Probleme aus Papier gemacht sind und nur leise rascheln, wenn der Fall ad acta gelegt wird.

Das heißt, Sie, Herr Henkel, haben die existentielle Bedrohung Deutschlands durch diese rund 550 Kriegsflüchtlinge aus Libyen erfolgreich abgewehrt. Wir müssen jetzt doch nicht verhungern und verdursten. Wir können in Ruhe alt werden. So alt, bis wir in Deutschland ganz allein mit uns sind. Wir sind gerettet.

Aber um welchen Preis?

Sie selbst, Herr Henkel, sind im Alter von siebzehn Jahren mit ihren Eltern aus der DDR ausgereist und haben ihre Ankunft im Westen Deutschlands einmal als „zweite Geburt“ bezeichnet. Jetzt wäre es an der Zeit, anderen jungen Menschen ein zweites Leben zu geben.

Berlin, den 5. September 2014

Jenny Erpenbeck

Worüber sich Jenny Erpenbeck empört

Am 18. März hat der Berliner Innensenator Frank Henkel das „Einigungspapier Oranienplatz“ vorgestellt, in dem die Ergebnisse von Verhandlungen festgehalten sind, die der Senat mit 550 Flüchtlingen führte, die auf dem Oranienplatz in Berlin ein Protestcamp errichtet hatten. Die mehrheitlich afrikanischen Flüchtlinge räumten das Camp gegen die Zusage, dass Prüfungen ihrer individuellen Fälle „im Rahmen aller rechtlichen Möglichkeiten“ erfolgten und sie „Unterstützung und Begleitung bei der Entwicklung ihrer beruflichen Perspektiven“ erhielten. Das setze, so ein im Juni angefertigtes Rechtsgutachten des Bremer Juristen Andreas Fischer-Lescano, eine



Foto: Felix Schmitt

offizielle Duldung der betroffenen Flüchtlinge voraus, zu der deshalb die Berliner Ausländerbehörde aufgefordert wurde. Die aber lehnte es ab, diese Duldungen zu erteilen, und Henkels Innenverwaltung gab ein zweites Gutachten in Auftrag, in dem der Konstanzer Asylrechtsexperte Kay Hailbronner nun zu dem Schluss gekommen ist, dass es zur Gültigkeit des Einigungspapiers der Unterschrift des Innensensors bedürft hätte. Unterzeichnet hatte für den Berliner Senat aber lediglich die Integrationsministerin Dilek Kolat, die seinerzeit die Verhandlungen mit den Flüchtlingen geführt hatte. Mehr als hundert der 550 Betroffenen sind bereits abgeschoben worden. Jenny Erpenbeck ist Schriftstellerin und lebt in Berlin. 2013 erhielt sie den Joseph-Breitbach-Preis. Zuletzt erschien 2012 bei Knaus ihr Roman „Aller Tage Abend“. (F.A.Z.)

Frankfurter Anthologie

Redaktion Rachel Salamander

Unica Zürn

Elke Schmitter

Aus dem Leben eines Taugenichts

Es liegt Schnee. Bei Tau und Samen leuchtet es im Sand. Sieben Augen saugen Seide, Nebel, Tinte, Schaum. Es entlaubt sich eine muede Gans.

In den Eingeweiden der Sprache

Strenge Form gibt große Lust. Das Anagramm, in dem jeder Buchstabe der Kopfzeile in jeder neuen Zeile wieder Verwendung finden muss, ist eine enge, strenge Form, aus der eigene, große Freiheiten entstehen. Die freilich mit Arbeit verbunden sind (ohne Gebrauch des Computers jedenfalls): einer besonderen Art von Arbeit, in der das stupide und nimmermüde Auszählen sich mit dem hellen, absonderlichen Einfall verbindet – und beides mit einem lyrischen Plan, der eine Stimmung oder auch eine Aussage meinen kann. „Es entlaubt sich eine muede Gans“ ist eine Umschreibung des Eichendorffschen Novellentitels „Aus dem Leben eines Taugenichts“; sie passt, wie ihre vorausgehenden Metamorphosen, zu ihrem Vorbild. Auf eine rätselhafte Weise fängt sie die ein wenig trübe Ruhe des Lebenskünstlers ein, der sich nicht engagiert, nur den Erscheinungen, dem Augenschein vertraut, dem Wohlleben ergeben und schließlich einer gewissen Langeweile ausgeliefert ist. Ein friedvoll-sarkastisches Lebewohl ist diese letzte Zeile, vorbereitet durch ein Gewirk

aus sinnlichen Metaphern, die Gegenwart, Vergänglichkeit und Zukunft, Natur und kulturellen Luxus, Täuschung, Reflexion und sanfte Verwirrung greifbar machen – das Leben eines Taugenichts.

Im Jahr 1958 hat Unica Zürn dieses Anagramm verfertigt, in ihrer gewohnt zähen, fast kindlichen Weise, die wir den überlieferten Manuskripten ablesen können: Buchstabe für Buchstabe ist da durchgestrichen, immer wieder neu mühen sich Verstand und Phantasie, aus den Zeichen neue Worte zu bilden, die sich sinnvoll verbinden lassen, wieder und wieder wird da probiert, verworfen, gepuzzelt, gedreht. Zugleich an der Außenseite und in den Eingeweiden der Sprache zu sein, das ist die Erfahrung des Anagrammdichtens; in jenen Jagdgründen zu suchen, zu warten, zu schnuppern, zu hetzen, in denen Klang und Bedeutung, Laut und Luise dicht beieinander liegen und beim ersten Schuss gemeinsam ins Blaue hochflattern. Dazu braucht es die Lust am Zufall, der mit System ermittelt wird, und dazu braucht es einen Glauben an tiefere Zusammenhänge, wie ihn

Esoteriker und Kabbalisten haben, Geistesranke und Gurus, Kinder und Surrealisten.

Unica Zürn, Zeichnerin und Dichterin, war Mutter, Patientin der Psychiatrie und Gefährtin des Surrealisten Hans Bellmer – seine Muse, Geliebte, Freundin, Geisha und Geißel. Die unglückliche Tochter eines Kolonialbeamten, der in den ersten Genozid des Deutschen Reiches, den Herero-Aufstand, verstrickt war, hatte 1942 durch die Ehe mit einem sehr viel älteren Kaufmann einen Versuch in bürgerlicher Existenz vorgenommen, ihn 1949 durch Scheidung abgebrochen (die beiden Kinder blieben beim Vater), sich in Berlin als Dichterin und Feuilletonistin eher recht als schlecht bewährt, war 1953 Hans Bellmer begegnet und ihm nach Frankreich gefolgt. Das Milieu, die Freunde und Bekannten (darunter das Ehepaar Arp, Juliette Man Ray, Léonor Fini) gefielen ihr, die Arbeits- und Lebensgemeinschaft tat ihr zunächst wohl, die Liebesbeziehung ging dann sehr langsam und schmerzhaft zugrunde.

Das vorgestellte Anagramm entstand in einer noch produktiven, aber nicht mehr

euphorischen Lebens- und Liebesphase; Erst- druck in „Der Monat“ drei Jahre später, während Zürn bereits Zwangsinsassin der Karl-Bonhoeffer-Heilstätten in Berlin war („Diagnose: endgültig: Psychopathie, abnorme Erlebnisreaktion“). Heute ist es nachzulesen in der berührend schönen, akribisch edierten Gesamtausgabe des Schreib-Werks von Unica Zürn im Verlag Brinkmann & Bose. Dort findet sich auch ein Brief von Willy Brandt an François Bondy, betr. Unica Laupenmühlen, geb. Zürn: ein Leben reich an Besonderheiten, ein Werk reich an Preziosen. Deren Subtilität (wie hier der Stabreim von zweiter zu dritter Zeile) von so intensiver Wirkung ist, von einer solchen Verführungskraft, von so zart-immanenter Notwendigkeit – wie sie eben nur solche Gedichte haben.

Unica Zürn: „Anagramme“. Verlag Brinkmann & Bose, Berlin 1988. 176 S., geb., 26,- €.

Zuletzt erschien von Elke Schmitter: „Veras Tochter“. Roman. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2014. 176 S., br., 9,90 €.